



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Zwei Wiegen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

rüchtigte Schacher mit Napoleon III. im Jahre 1867, der Luxemburg mit seiner starken Festung den Franzosen in die Hände spielen und ihnen somit, neben Straßburg und Metz, ein drittes Ausfallsthor gegen Deutschland liefern sollte.

Diese fünf (später vier) Staaten waren, neben ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Bundes, zugleich auch „europäische Mächte,“ und ihre „europäischen,“ namentlich aber auch ihre nationalen Interessen überwogen, abgesehen von Preußen, ihre deutschen Interessen bei weitem oder ließen ihnen gar schnurstracks zuwider. Die übrigen Bundesstaaten, von denen allerdings die etwas größern auch mit mehr oder weniger Erfolg selbständige Großmächte zu spielen suchten, genossen zwar nicht des Vorzuges, als „europäische“ Mächte angesehen zu werden; wenn man aber glauben wollte, daß sie an einem Strange gezogen, daß sie als ihre wahren Interessen nur die allgemein-deutschen anerkannt und nur diese verfolgt hätten, so würde man sehr irren. Der Sondervorteil der Fürstenthümer und des damit zusammenhängenden Adels- und Beamtenstandes, der engherzige und kurzsichtige Partikularismus der Bevölkerungen, den man als berechtigte Eigentümlichkeit der von jeher getrennten deutschen Stämme zu bezeichnen liebte, verhinderten stets jegliche Einigkeit, jegliches gemeinsame Zusammengehen. Zwar fiel der wahre Vorteil der Dynastien und der der Bevölkerung fast niemals zusammen, (man denke nur an den Zollverein, an Münz-, Maß- und Gewichtseinheit, Freizügigkeit, gemeinsames Indigenat u. s. w.); zwar war jeder der größern Staaten aus verschiednen deutschen Stämmen willkürlich zusammengesetzt, z. B. enthielt das „bairische Reich,“ wie man damals gern sagte, Baiern, Schwaben, Alemannen, Ostfranken, Rheinfranken, Obersachsen und sogar einige tausend Wallonen in der Pfalz; aber das schadete nichts, solche Thatsachen durften dem Volke ja nicht zum Bewußtsein kommen; so etwas lernte man damals weder auf deutschen Gymnasien, noch auf deutschen Universitäten. (Fortsetzung folgt.)



Zwei Wiegen.



in seinem neuen Roman Zwei Wiegen*) macht Wilhelm Jordan einmal die Bemerkung: „Wie man denn auch den echten Poeten besonders daran erkennt, daß er oft überwiesen wird, mehr gesagt zu haben, als er wollte und wissen konnte“ (I, 342). Eine sehr feine Beobachtung, die wieder zeigt, daß Jordan als Theoretiker tief in das Wesen der Dichtkunst eingedrungen ist. Der echte Dichter stellt mit

*) Zwei Wiegen. Roman in zwei Bänden von Wilhelm Jordan. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1887.
Grenzboten I. 1888.

dem bescheidensten Aufwande von äußern Mitteln der Rede die Bilder seiner tiefschauenden Phantasie vor das Auge des Hörers oder Lesers hin. Alles, was er zu sagen hat, spricht nur mittelbar aus der bedeutamen Handlung seiner lebensvollen Gestalten heraus. Er selbst enthält sich jedes Kommentars dazu, er verbirgt sich hinter den Bildern und Vorgängen. Der empfängliche Leser bleibt vor der Einzelheit wie bei der Übersicht der ganzen Dichtung in selbige Betrachtung versunken stehen, er kann ihren Gehalt lange nicht ausschöpfen, denn das Bild ist reicher als das Wort.

Dies ist der Charakter der großen, der „echten,“ der sogenannt naiven Poesie, welche Jordan einsichtig preist. Leider ist dies nicht der Charakter seiner eignen Kunst. Jordan hat vielmehr das unermüdlche Bestreben, dem Leser jedweden Kommentar zu ersparen und vorwegzunehmen. Seine Art zu erzählen besteht in einem unablässigen Räsonniren, in einer unaufhörlichen Erläuterung und Kritik und Würdigung und Analyse der mehr oder weniger wichtigen Thatsachen und Handlungen, die er soeben mitgeteilt hat. Dies geht so weit, daß die Erzählung zur Abhandlung wird, daß der Kommentar den Grundtext unverhältnismäßig überwuchert, und daß daher jene große, freie Stimmung künstlerischer Anschauung, welche uns so glücklich machen kann, dabei kaum aufzukommen vermag. Nach dem Lesen seines über achthundert enggedruckte Seiten sich erstreckenden Werkes, das durch eine Anzahl eingeflochtener wissenschaftlicher Abhandlungen noch über Gebühr erweitert worden ist, erhebt sich der Unterhaltung suchende Leser mit schwerem Kopfe, wirr anstatt erhoben, gequält anstatt beglückt, von Einzelheiten gefesselt und angeregt, vom Ganzen unbefriedigt, und nicht eine einzige Gestalt ist ihm während der langen Dauer des Umganges, welchen er in der Phantasie mit Jordans Gesellschaft gepflogen hat, so menschlich klar und vertraut geworden, daß er sie als idealen Freund fürs Leben weiter mitnehmen könnte. Und notgedrungen wirft sich ihm die Frage auf: Welchen Wert hat solche Kunst?

Dabei wollen wir keineswegs unterlassen, die Art, die Bedeutung, ja in einem gewissen Sinne die Größe von Jordans litterarischem Streben uns vor Augen zu halten. Was zunächst auffällt, ist seine begeisterte Parteinahme für die naturwissenschaftliche Bildung, von der schon die vor drei Jahren erschienenen „Sebalds“ Zeugnis ablegten. Der neue Roman weist einen Fortschritt auf dieser Bahn auf, einen Fortschritt in formaler und didaktischer Beziehung. Dort wagte Jordan den Versuch einer Versöhnung von Christentum und Naturwissenschaft; darum bot auch die Handlung in Satire und Lobrede ein Bild der verschiedenen kirchlichen Parteien der Gegenwart, und der eine Sebald endete als Stifter einer neuen religiösen Gemeinde: der „Religion der Weltfreude.“ Die Anlage der „Zwei Wiegen“ ist ohne Frage künstlerisch höher. Nicht mehr die nüchterne Lehre der „Weltfreude“ als solche, sondern die von derselben Lehre lebendig erfüllten Menschen stehen im Vordergrund des Interesses; die Charaktere

werden nicht mehr von den Theorien, die sie vertreten, erdrückt. Es ist das sichtbare Bestreben Jordans, den Geist der naturwissenschaftlichen Bildung als in Fleisch und Blut übergegangen, durch alle Formen seines epischen Gemäldes, in der Sprache, im Stil, in den Motiven der Handlungen und im Inhalt derselben zu veranschaulichen. Der naturwissenschaftlich gebildete Dichter zeigt sich zunächst als ein die ganze Welt mit seinem Wissen umfassender Empiriker. Er spricht mit der Vertrautheit des Astronomen von der Stellung der Erde, des Mondes u. s. w. im Weltall und mit der technischen Sachlichkeit des Gärtners von den Pflanzen, den Werkzeugen und der Pflege des Gartens. Er ist in jede Art gewerblicher Thätigkeit eingeweiht und bedient sich der Fachausdrücke aus Grundsatz, ob er nun vom Müller oder vom Flößer, vom Förster, vom Soldaten, vom Bildhauer, vom Turnlehrer, vom Arzte oder vom Nervenpathologen spricht. Die einfache Bemerkung: „Du, du kannst laufen, denken und reden zugleich; ich nicht“ kommentirt er sogleich, ohne Rücksicht darauf, daß er schwülstig wird, mit der fachwissenschaftlich-medizinischen Erklärung: „Wenn der faule Telegraphist in meinem Schädel dem Rehlkopf ein halbwegs schwieriges Stück zu blasen aufgiebt, dann muß er die Klaviatur zu Marschbefehlen an die Beine unberührt lassen“ (I, 188). Dieses Beispiel für die weitgetriebene naturwissenschaftliche Pedanterie Jordans mag zugleich für unzählige andre seiner Redensarten dienen. Man kann nicht sagen, daß er das Bestreben habe, die Wissenschaft zu „popularisiren“; sondern man muß zugestehen, daß er vom Standpunkte des durch die Wissenschaft erweiterten und bereicherten Wirklichkeitssinnes litterarisch, wenn man will, dichterisch reden will. Und hierin berührt er sich mit Emil Zola, dessen Glaubensbekenntnis im roman expérimental am Ende auf dieselbe Absicht hinausläuft, soviel auch im übrigen sich der brutale Franzose vom idealistisch lehrhaften deutschen Schriftsteller unterscheiden mag.

Dieser künstlerischen Absicht Jordans lag nun in dem neuen Roman die Befehdung der dogmatischen Religion fern und er streift sie auch nur im Vorübergehen. Aber als der wahre Gegensatz dieser seiner naturwissenschaftlichen Bildung erscheint die transzendente deutsche Philosophie, wie sie sich seit Kant durch Hegel und Schopenhauer entwickelt hat. Es ist nicht der Gegensatz von (metaphysischem) Materialismus und Idealismus. Man darf nicht sagen, daß Jordan Materialist sei, schon deswegen nicht, weil seine Anschauung jede Metaphysik, welcher Schule sie auch immer angehören mag, von vornherein und grundsätzlich ablehnt. Jordan gesteht lieber das Ignoramus zu, als daß er den Versuch wagt, auf anderm Wege als dem der Beobachtung, auf spekulativem Wege Erkenntnis zu suchen. Dabei hat er eine grenzenlose Zuversicht in die Möglichkeit der Erweiterung aller sinnlichen Erkenntnis, aller Erfahrung, und dieser Stolz befeelt seine in der Form vornehme und in der Sache überzeugende Polemik gegen die spekulative Metaphysik. Schopenhauer ist der letzte der alten Philosophen, welche in Deutschland weite Verbreitung gefunden haben,

und besitzt noch jetzt viele Anhänger; darum ist hauptsächlich gegen seine Lehre, seine Erkenntnis- und Willenstheorie, sowie gegen seinen Pessimismus die Polemik des Verkündigers der Weltfreude gerichtet.

Was den gründlicher unterrichteten Jordan von den ihm verwandten Naturalisten wesentlich scheidet, ist sein leidenschaftlicher sittlicher und künstlerischer Idealismus. Das Studium der Naturwissenschaften hat ihn zur entgegengesetzten Erkenntnis als den Franzosen geführt, nicht zur krankhaften Verzweiflung, nicht zur Erkenntnis der Ohnmacht des Menschen gegenüber den ehernen Naturgesetzen, sondern im Gegenteil zur Bewunderung des Menschengeistes, der im Laufe der langen Jahrhunderte eine Entwicklung nach aufwärts durchgemacht hat und sich immer mehr der vollkommenen Herrschaft über die Natur nähern muß. Jordans enthusiastisches Naturell gab hier — wie bei jedem Schriftsteller — den Ausschlag. Sein eignes ästhetisches Bekenntnis legt er mit den glühenden Worten seines Helden Boris Deland ab: „Wer die Kunst mißbraucht, Kränkungen zu vergelten; wer sie der Teufelin Nachsucht zur Sklavin verkauft, dem, und sei er noch so begabt, dem entzieht die strenge Göttin die Segenskraft zum wahren, höchsten Beruf des Künstlers, der kein anderer ist, als uns mit der Trübsal im Leben zu veröhnen, indem er uns mit seinen Werken erhebt zur Weltfreude. Den verdammt sie zum Virtuosen der satanischen Mästerkunst, welche von jedem Wesen nur die Makel und Gebrechen sieht und als Spottgeburten in Schauerstücken mit ausgespizter (!) Fingerfertigkeit darstellt. Der erbuhlt sich Beifall nur vom gruselsüchtigen Pöbel und der Schar jener gallkranken Weltlästerer, denen es ein hämißches Vergnügen bereitet, in seinem Zerrspiegel alles ebenso erbärmlich und schadhast zu erblicken, wie sie selber es sind. Der ist ebenso verdrossen abgeneigt als unfähig, von Heldenkämpfen erhebende, zur Bewunderung hinreißende Thaten opferwilligen Mutes zu versinnlichen, aber desto gewandter und erpichter, dem Beschauer eine Gänsehaut aufzufiebern mit scheußlichen Verwundungen, entsetzlichen Leichenhaufen und Schädelpyramiden. Der wähnt sich ein Verdienst zu erwerben, wenn er Correggios heilige Nacht verhöhnt und an der Krippe zu Bethlehem ekelhaft naturgetreu schauen läßt, was da das Döcklein und das Efelein misteten. Der verkommt in seiner elenden Gesinnung so weit, daß er allen Ernstes seine Unflätigkeit aussprahlt als eine Großthat, wenn er die göttliche Idealgestalt, die der Glaube der Völker dem Heiland angezogen hat, auszulöschen sich erfrecht mit einem schmierigen Bocher“ (II, 30). Mit dieser — bezüglich ihrer Einseitigkeit nur durch die Leidenschaft des Sprechers gerechtfertigten — Standrede hat Jordan seine eignen künstlerischen Grundsätze dargelegt, und in der That hat er in seinem Roman nur zwei wirklich schlechte Menschen unter den zahlreichen guten, und beide nur als Nebengestalten gezeichnet. Alle andern sind, sei es nun geistig oder körperlich oder beides zusammen, ideale Menschen, so ideal, daß man häufig an der Möglichkeit ihrer Existenz, an ihrer Wahrscheinlich-

keit zweifeln möchte. Lebenswahr zu sein ist aber auch Pflicht selbst der idealistischen Kunst.

So hat Jordan gleich in seinem Helden das Ideal eines Mannes nach seinem Herzen geschaffen und alle erdenklichen Tugenden in der Person Loris Lelands vereinigt. Loris ist der Sohn einer Familie von begabten, schönen und starken Menschen, die ihre Herkunft mit adlichem Ahnenstolze bis in die ferne Vergangenheit des alten deutschen Heidentums zurückführen. Schon in der Gymnasialzeit hat er durch seine Körperkraft und sein frisch liebenswürdiges, hochherziges Wesen alle Welt in Erstaunen gesetzt und bezaubert. Auf der Universität erwarb er sich wegen seiner Streiche den Ehrentitel des „tollen Leland,“ den schon sein Vater in jungen Jahren geführt hatte. Noch zur rechten Zeit indes besann er sich seiner höhern Pflicht und begann ernsthaft Medizin zu studiren, auch hierin dem väterlichen Beispiele folgend, und zur gesetzlichen Frist bestand er seine Prüfungen mit unerhört glänzendem Erfolge. Aber Loris ist nicht bloß ein genialer Arzt, sondern auch genial in aller Naturbeobachtung, gewandt in aller philosophischen Dialektik, es giebt keine Wissenschaft, in der er nicht trotz seiner Jugend zu Hause wäre. Sein wesentliches Talent ist die Praxis im höchsten Sinne: die Menschenbildung. Er weiß alle Welt nach seinem Willen und nach seinen Überzeugungen zu lenken. Wie alle Welt von ihm entzückt ist, die Frauen sämtlich in ihn verliebt, die Männer alle seine Bewunderer sind, so wird er an jedem einzelnen unversehens zum Pädagogen, und Jordan hält schließlich nicht mit dem Ausblick zurück, daß dieser Loris berufen sei, in seinem Kreise die neue Heilslehre der Weltfreude praktisch und theoretisch zu verkörpern; also wieder ein Apostolat, wie das jenes Sebald. Loris macht auch noch eine interessante Liebesgeschichte durch, welche die eigentliche Romanhandlung bildet.

Bei einem seiner wagehalsigen Geniestreiche hatte der Primaner Loris in merkwürdiger Weise die Bekanntschaft Leonorens, der ihm wahlverwandten Tochter des ostpreussischen Gutsbesizers Ballin gemacht. Loris badete in heißer Jahreszeit in einem Flusse, auf dessen Uferwiesen sich die jungen Pferde des Schönbornschen Gestüts tummelten. Plötzlich kam ihm der Einfall, sich nackt, wie er war, auf eines der ungezähmten Füllen zu schwingen und — ein neuer Centaur — es zum gehorsamen Ritte zu zwingen. Gedacht, gethan. Aber das wilde Roß wandelte den kecken Centaurenjüngling zum Maseppa um, er verlor bald die Gewalt über die isabellenfarbige Stute, sie ging mit ihm durch, und nach einer tollen Jagd stürzte sie unter ihm vor dem Lusthäuschen des Schönbornschen Schlosses zusammen, wo sich gerade eine Mädchenschar aus einem Pensionat harmlos unterhielt. Die Mädchen stoben auseinander, nur ein mutiges Wesen blieb — eine neue Mausikaa — stehen. Kein schönes Geschöpf, ein unausgewachsener, mehr derber als anmutiger Backfisch, aus dessen großen, schönen Augen man jedoch eine liebenswürdige Frauenseele im Keime ahnen

konnte. Loris hatte die Geistesgegenwart, auf dem Bauche ausgestreckt liegen zu bleiben; so bat er das mutige Mädchen, ihm seinen buntfarbigen Shawl zu leihen, damit er sich darein hüllen könne. Es geschah, indes Leonore sich inzwischen abwendete. In das Odaliskentuch gehüllt, schritt Loris, von ihr begleitet dem Strome zu, und der Entschluß stand bei ihm fest, dieses tapfere Geschöpf zu heiraten. Er sagte es ihr auch kurz und bündig, nannte seinen Namen, sie, verwirrt und trotzig, weigerte aber, sich selbst zu nennen, und nur den abgebrochenen Zipfel des Tuches und eine geraubte Alpenrose konnte Loris, bevor er schwimmend sich verabschiedete, als Denkzeichen mitnehmen. Der rasche Gedanke, das auf solch abenteuerliche Weise kennen gelernte Mädchen später zu heiraten, ist psychologisch in Loris sehr gut begründet. Die Familienüberlieferung erfüllte ihn ganz, daß alle seine Ahnen sich mit Gewaltstreichern, meist durch abenteuerliche Entführung, in den Besitz ihrer starkmütigen Gattinnen gesetzt haben. Er entstammte einem Geschlechte, das sich stets in leidenschaftlicher Liebe fortpflanzte. Aus dem Rahne, in welchem einer seiner Vorfahren aus einer belagerten Festung mit der Tochter des Kommandanten derselben entflohen war, hatte man eine Wiege gezimmert, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Es war Familienaberglaube, daß die jungen Lelandsprößlinge in dieser Wiege die ersten Lebenstage verbringen müßten, wenn sie vor Leid und Gefahr in späterer Zeit geschützt sein wollten. Und dieser mächtige Familienfinn lebte auch in dem letzten Lelandwiegling, in Loris.

Sieben Jahre sind seit diesem weit und breit bekannt gewordenen Abenteuer verstrichen. Leonore hatte sich in der Stille des Elternhauses zu einer kräftigen und edeln Frauengestalt entwickelt und im Geheimen dem fecken Freiberger einen wahren Kultus gewidmet. Ihr war es ganz sicher, daß er sie schon trotz ihrer Verborgtheit finden werde. Loris hatte seinerseits auch lange Zeit an der originellen Mädchenerscheinung festgehalten; allein unter den vielen andern Dingen, die er inzwischen kennen gelernt hatte, war auch die idealisch schöne Müllerstochter Agnete, die ihn mit leidenschaftlicher Glut erfüllte und das Bild der fernem, fremden, in der Verborgtheit weilenden Nauflaa verdunkelte. Da fügt es die Romanvorführung, daß Loris mit einem Schlage in die allernächste Nähe Lorens und Agnetens versetzt wird und nun in langem, schwerem Herzenskampfe zwischen den beiden Mädchen schwanken und schließlich sich doch für Lore entscheiden soll. Vater Leland findet es nämlich für die Erziehung seines soeben mit glänzendem Erfolge in die ärztliche Praxis eintretenden Sohnes für nötig, daß dieser eine Weile den klinischen Räumen fernbleibe und die Landwirtschaft auf einem großen Herrngute studire. Der Zufall will es, daß er gerade auf das Ballinsche Gut, welches sich des Rufes einer Musterwirtschaft erfreut, als willkommener Volontär gerät. Der Freiherr von Ballin, Lorens Vater, eine liebenswürdige und lebenswahre Gestalt, nimmt ihn familienhaft vertraulich ins Haus, ohne zu ahnen, daß eben Loris jener fecke Freiberger

seiner Tochter war. Auch Loris erkennt sie nicht, da sie alle Spuren ihres Bäckfischalters verloren oder absichtlich verwischt hat. Ihn erfüllt nur die Leidenschaft für Agnete, die er nach ihrer Rückkehr aus dem städtischen Pensionat in der väterlichen Mühle unweit dem Ballinschen Schlosse wiederfindet. Und nun entwickelt sich die an und für sich gewiß fesselnde Romanhandlung: wie Loris nach und nach zur Erkenntnis gelangt, daß die Kokette, eitle, herzlose, selbstüchtige Medusenschönheit Agnete nicht das rechte Weib für ihn, den Lelandspröbbling, sein könne, wie er die Leidenschaft für sie unterdrückt, und wie hingegen die unerkannte Leonore allmählich ihm näher tritt. Durch diese seine innere Entwicklung wird Loris zu einer lebendigen, dichterisch anmutenden Gestalt. Loris und Leonore stehen anfänglich auf dem Bankfuß: seine Freigeisterei verletzt ihre Kirchlichkeit, seine Kühnheit erscheint ihr anfänglich als zwecklose Wagemuth, bis auch sie sein großes Herz und sein humanes Streben schätzen lernt und mit stiller, verborgener Eiferfucht seine Leidenschaft für Agnete beobachtet. Aber Leonore nimmt den Kampf um den Mann mit der schönen Müllerstochter tapfer auf und wagt schließlich etwas, was die Grenzen weiblicher Schamhaftigkeit erreicht. Die Lelandswiege ist in Gefahr, verloren zu gehen, sie ist jenseits der preußischen Grenze, bei einer Lelandsstochter, die an einen Gutspächter in Russisch-Polen verheiratet ist. Unruhen revolutionärer Art geben sich kund, gerade das Schloß jenes Pächters ist ein gefährdeter Ort, Loris soll die Wiege holen. Aber er ist durch eine andre Unternehmung diesseits festgehalten, und da wagt es Leonore ohne sein Vorwissen, in der sichern Hoffnung, daß sie trotz aller Hindernisse seine Gattin werden wird, hinüber zu fahren, um die Wiege zu retten. So erfüllt sie die alte Familientradition: alle Lelandsfrauen haben sich ihre Männer kämpfend geholt. Der Kampf um die Wiege selbst bleibt ihr indes erpart; der Humor der Handlung führt es herbei, daß gerade Agnete, nachdem sie mit einem polnischen Abenteuerer und Anstifter der Revolte durchgegangen, Loris endgiltig verabschiedet, dem entlarvten polnischen Schwindler jedoch auch den Laufpaß in derber Weise gegeben hat, wortwörtlich den Kampf um die Wiege besteht und dabei ihre heroische Körperkraft entdeckt. Aus der steinernen Kokette wird plötzlich eine Heldin, was dem Verfasser selbst schon so phantastisch erschienen ist, daß er sie nach diesem Auftritte in die Versenkung seines Theaters verschwinden läßt. Auch das endliche Sichfinden der beiden Romanhelden, Leonorens und Loris, hat er schwach und oberflächlich abgethan.

Neben dieser Haupthandlung laufen nun zahlreiche Episoden her, theils von barockem Humor, die sämtlich dem naturwissenschaftlichen Enthusiasmus Wilhelm Jordans Spielraum zu geben bestimmt sind. Der überkräftige Loris muß ja auch zu thun haben, die Liebelei allein vermag nicht, ihn auszufüllen. Da ist vor allem der fabelhafte Transport der an den Füßen gelähmten Sobäa Schönborn, dessen Zurüstung und Ausführung den größten Teil seiner Volontärzeit auf

dem Ballinschen Gute in Anspruch nimmt. Jobäa entstammt einem gleichfalls mit einem Wiegenaberglauben behafteten Geschlechte, dessen Ahnen aber weder sittlich noch körperlich mustergiltige Menschen waren. Jobäa ist mit so vielen Gebrechen behaftet, sie ist nicht bloß verwachsen, gelähmt, sondern auch in einer Weise herzleidend, daß sie täglich zwei oder drei mal von lange Minuten andauernden Krämpfen befallen wird. Sie ist so nervös, daß sie nicht die geringste Ortsveränderung verträgt, sie muß seit vielen Jahren in demselben Zimmerchen das Bett hüten und kann daher nicht zu ihrer Schwester übersiedeln, die ebenso gelähmt an ihre Scholle gefesselt ist. Dabei ist diese stiehe Frau ein Ideal von Herzensgüte, ein Genie von Weisheit und Begabung. Während der Krampfstarre des Herzens ist ihre Gehirnthätigkeit infolge des Blutandranges zum Kopfe bis in Helllichtigkeit gesteigert. Ihre Muße verbringt sie mit wissenschaftlicher Lektüre; die unverständenen Probleme löst sie sich in einem helllichtigen Zustande, der ihr gleichzeitig das Bewußtsein der Schmerzen lindert. An diesem fabelhaften Wesen bekundet Loris seine fabelhaften Talente. Er hat schon eine Arznei bei der Hand, welche ihre Herzkrämpfe vermindert und mildert. Er hat den beredten Mund, sie zu überzeugen, daß sie sich doch eigentlich glücklich fühlen müsse, da sie das Glück der Erkenntnis vor allen andern gesunden Frauen voraus habe, die, selbst höher begabt, in der Philisterei des Kindererziehens geistig verkümmern. Loris meint das ganz ernsthaft und vergißt dabei nur der „Philisterei“ seiner maßlos geliebten Großmutter und seiner Mutter. Als ein Meisterstück menschlicher Herrschaft über die Natur bewerkstelligt er nun die Überführung der stiechen Jobäa auf einem mit großen Kosten und nach zahllosen Schwierigkeiten eingerichteten Wasserwege zu der lange vergeblich ersehnten Schwester. So fabelhaft diese ganze naturwissenschaftliche Phantasie (nicht unebenbürtig einem Jules Verne) ist, so muß man doch einiger poetisch feinen Einzelheiten darin gedenken. Die schönste ist das Staunen der mit Bücherweisheit erfüllten Jobäa über die Herrlichkeit des Sternenhimmels, der sonnenbeschiedenen Landschaft, des alltäglichen Anblicks der Gesunden. Denn sie hat durch die schmale Fensteröffnung von all der Naturschönheit ihr Leben lang nur eine Ahnung erwerben können, und ihr Gefühl endlich beim Genuß derselben ist, mit wie unmöglichen Motiven es auch vorbereitet sein mag, zweifellos von tief dichterischer Wirkung.

Ein andres medizinisch-interessantes, aber ebenso fabelhaftes Krüppelwesen, an dem sich Loris Belands pädagogische Kunst bewährt, ist Agnetens Bruder Nickel (Nikolaus) Bojar. Als Knabe geriet er unter die Mühlräder, seine Füße wurden zermalmt, beide mußten ihm abgelöst werden. Ein genialer Chirurg hat ihm ein Wägelchen erfunden, dessen Räder der fußberaubte, aber umso stärker in der Muskelkraft der Hände gediehene Nickel selbst in Bewegung setzen lernte, und zwar so rasch, daß er mit der Geschwindigkeit eines von Pferden gezogenen Wagens sich fortbewegen kann. Sein Kopf ist ihm aber durch seine

Leibesverkürzung bis zu abstoßender Häßlichkeit verunstaltet worden: alle Säfte drangen nach oben, die Haare verdickten zu Strängen, Kopfhaar und Bart sind von undurchbringlicher, stacheliger Härte. Wegen seiner Häßlichkeit verlor er die Zuneigung des Vaters und der Schwester, bis Loris in sein Dasein tritt, seine boshaften Triebe zähmt, durch Herzensgüte erhebt, und ihn, nachdem er sein geniales Bildnertalent entdeckt hat, in die Lage setzt, wahrhaft große Skulpturwerke zu schaffen.

Die dritte Episode, in der sich gleichfalls die zaubervolle Persönlichkeit des Helden fördernd und klärend bewährt, ist die des neuen Vaters Noah, des originellen Menschenzüchters Liebherr. Jordan wollte mit dieser Geschichte eine barocke naturwissenschaftliche Humoreske bieten, die gleichzeitig seinen eignen maßvollen Standpunkt gegenüber dem der Phantasten veranschaulichen sollte. Schade nur, daß diese Episode nicht humoristisch genug und zu barock geraten ist, denn wenige Leser dürften Jordans Absicht erraten. Der „Vater Noah“ hat sich einmal lächerlich gemacht, als er bei einer der häufigen Verkündigungen des nahe bevorstehenden Weltunterganges in vollem Ernste eine Arche baute, um sich nach Art des biblischen Stammvaters der Menschheit zu retten. Die Welt blieb indes von dem vorüberziehenden Kometen unerschüttert, Liebherr, ein reicher Gutsbesitzer, eine herkulisch riesige Mannesgestalt mit dem kindlichsten Herzen im Leibe, ergab sich dem Studium der Naturwissenschaften und brachte es in der praktischen Naturkunde ziemlich weit. Er pfuscht der Natur ins Handwerk, indem er lahmen Störchen hölzerne Füße ansetzt und dergleichen. Er geht noch weiter: er will auch die Menschen zu lauter Apollos züchten, der knickerigen Natur nachhelfen. Er will große Männer nur große Weiber heiraten lassen und zwingt tyrannisch auch Widerspenstige dazu, denn just liebten die kleinen Männlein die hochaufgeschossenen Dirnen und umgekehrt. Er giebt sich auch redliche Mühe, in seinem Machtbereiche die soziale Frage zu lösen. Seine Bauern erhalten einen ungleich höhern Lohn als andre draußen, dafür aber müssen sie zivilisirt leben: täglich baden, dem Schnaps entsagen, bei Tisch artig mit Messer und Gabel essen, nicht mit den Fingern in die Teller greifen. Die Knaben werden von einem ehemaligen Seiltänzer und Trapezkünstler in körperlichen Übungen unterwiesen, und der Wohlthäter ist ebenso blind für die heimliche Sehnsucht der Bauern nach dem altererbten Schmutz und Fusel, wie für die verhaltene Wut der jämmerlich gequälten Jugend. Dieser Karikatur einer pädagogischen Provinz macht Loris Lelands Eintreten ein fröhliches Ende, da Vater Noah sich von ihm den Kopf zurechtsetzen läßt.

Damit hätten wir in großen Umrissen, mit Auslassung zahlreicher Nebengestalten und Vorgänge, die Handlung des Jordanschen Romans skizzirt. Man wird nicht leugnen, daß sie rein als Erfindung wohl darnach beschaffen ist, den Leser zu interessiren. Man würde sogar die übermenschlichen Tugenden dieser oder jener Gestalt gern mit in den Kauf nehmen. Unsrer Phantasie, die von

dem „jämmerlichen Gelichter der Realisten,“ wie Loris-Jordan zornig sagt, bis zur gänzlichen Apathie mit Bildern menschlicher Schlechtigkeit, Gemeinheit, Alltäglichkeit erfüllt worden ist, lechzt förmlich darnach, sich an einem begeisterten Gemälde menschlicher Größe, Kraft und Herrlichkeit zu erbauen und zu erheben. Die bis zum Ekel übertriebene Lebenswahrheit des modernen Naturalismus ruft einen natürlichen Rückschlag hervor, den des künstlerischen Idealismus. Und wenn man überhaupt der Kunst einen volkerzieherischen Zweck zuschreiben darf, so ist jedenfalls die idealistische von höherem nationalen Nutzen als die pessimistisch-realistische. Denn es ist gar nicht wahr, daß die Kunst die Einsicht und Erkenntnis bei der Menge fördere; die Kunst wirkt nur auf die Einbildungskraft und mittels derselben auf das menschliche Gemüt. Die pessimistische Kunst aber vergiftet dieses durch die endlose Darstellung des Bösen, sie drückt es darnieder, sie benimmt ihm jede Lebensfreude, sie schwächt seinen Mut, sie zerrüttet seinen naiven moralischen Instinkt und Glauben. Darum verschlägt es gar nichts, wenn der Idealist ein klein wenig mit der nüchternen Wahrscheinlichkeit in Streit gerät, wenn nur der Geist, der ihn erfüllt, gesund, männlich und wahrhaft ist. Auch diesen Geist muß man Wilhelm Jordan gerechterweise zugestehen. Die Ethik seines Romans ist edel, keine schwärmerisch verstiegene, sondern eine fest auf der Erkenntnis der Wirklichkeit gegründete Sittenlehre. Die bedingungslose Erfüllung der Pflicht, das ist ihr höchster Lehrsatz, und trotz aller metaphysischen Gegensätze zur Reflexionsphilosophie stimmt sie hierin mit der des strengsten deutschen Ethikers, mit Kant, dem Schöpfer der Reflexionsphilosophie, überein. Es ist auch jedenfalls ein Verdienst, sich mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaften in der Weise zu erfüllen, wie es Jordan gethan hat. Denn diese Erkenntnisse lassen sich nicht länger umgehen, sie dringen langsam, aber stetig in alle Poren des nationalen Lebens ein, und der Roman, in seiner ästhetischen Mittelstellung zwischen reiner Kunst und dichterisch unaufgelöster Prosa, ist noch immer der einzige Boden, auf welchem neue Bildungselemente verarbeitet werden können. Denn er ist die einzige literarische Form, welche beim großen Publikum heutzutage Eingang findet, und wenn ein Roman wie diese „Zwei Wiegen“ von Wilhelm Jordan zahlreiche Auflagen erleben sollte, so müßte man eigentlich ganz zufrieden sein.

Allein daß dies so unwahrscheinlich als nur möglich geworden ist, dafür hat Jordan leider selbst am meisten gesorgt, und damit kommen wir auf die Klagen zurück, mit denen wir diesen kritischen Bericht eingeleitet haben. Wir gestehen gern zu, daß er bemüht gewesen ist, den spröden, wissenschaftlichen Stoff in künstlerischer Form zu gestalten, auch den großen Fortschritt über die „Sebalds“ in dieser Beziehung zögern wir nicht anzuerkennen. Aber noch immer sprechen die Romangestalten lange Abhandlungen, oder vielmehr Jordan tritt in seltenen Fällen das Wort an seine Menschen ab, sein Roman ist mit wenigen Unterbrechungen ein einziger, riesiger Monolog. Er, der auf seine

Sprachkunst so viel Stücke hält und sich durch ein ganzes Wörterbuch von Neubildungen, nicht immer glücklicher Art, als Sprachschöpfer geberdet, beherrscht nicht das Grundelement der dichterischen Kunst: das Wort nach den Charakteren, denen es angehört, zu modeln. Mag Boris oder Jobaa, der Schopenhauerianer Wickhoff oder Agnete oder Liebherr oder Leonore reden — es ist alles eins, es ist immer die schwülstige, bilderjagende, lange Sätze aufstürmende, reflektirtdialektische, niemals klar unmittelbare schlichte Prosa des durch die ganze Univerſität der Wiſſenſchaften gewanderten Erzählers Wilhelm Jordan. In dieſer geſchmackloſen Proſa iſt Jordan allerdings noch ein guter Deutſcher aus der alten Zeit der Metaphyſiker geblieben. Er hat noch obendrein beſondere Mucken, er will den Sprachgeiſt umgeſtalten in jedem einzelnen Satze, den er niederſchreibt. Es iſt romanische Syntax, das ſinnwichtigſte Wort an die Spitze des Satzes zu ſtellen und die übrigen nachzuſchieben; die deutſche Sprache, welche z. B. auch zuſammengeſetzte Zeitwörter trennt, iſt minder geſellig rückſichtsvoll, ſie fordert des Hörers Aufmerkſamkeit gleichmäßig für die ganze Rede. Das ſieht Jordan indes nicht an. Indem er ſich auf der einen Seite Sprachſchöpferiſch geberdet, wirkt er anderſeits Sprachzerſtörend mit derſelben pedantiſchen Schulmeiſterart. Das ſind die Steine, ja die Blöcke und Felſen, die er ſich ſelbſt in den Weg legt und mit denen er den Zutritt der Menge zu ſeiner poetiſchen Welt verſtellt. Sein Roman kann nur von wenigen, die ſich mit Geduld und Ausdauer wappnen, geſehen werden, und wer endlich zu Ende gekommen iſt, wird über die barocken Schrullen Jordans geradeſo klagen, wie wir es gethan haben.

Wien.

Moriz Necker.



Ein Traum.



Ufgeklärt, wie ich bin, lege ich ſelbſtverſtändlich auch den ſeltſamſten Träumen keine Bedeutung bei, und wenn ich mir herausnehme, hier von einem ſolchen Gaukelſpiel der Sinne zu erzählen, ſo geſchieht es lediglich, um einen neuen Beweis dafür zu bringen, daß die Träume aus dem Magen kommen.

Unſer Zug war im Schnee ſtecken geblieben, ſpät erreichten wir eine Stadt, in der ſich ſonſt kaum Weinreiſende aufzuhalten pflegen, und die daher nicht auf die Beherbergung zahlreicher Gäſte vorgeſehen iſt. Im Nu waren ſämtliche Zimmer ſämtlicher Gaſthäuser mit Beſchlag belegt; mir blieb, wie manchem andern, nur die Anwartschaft auf eine Lagerſtätte im Tanzſaal, und während dieſe